



# Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 41.

Wiesbaden, den 11. Juli 1915.

5. Jahrgang.

## Inhaltsangabe:

„Im Barackenlazarett“, von W. Pastor. — „Berse“, von Karl Heinz Gill, Wiesbaden, 3. Bl. im Felde. — „Komtesse“, Erzählung von O. Wagner. — „Som Vogelgefang“, von Professor Dr. Konrad Günther. — „Urkant“, Erzählung von Luise Schulte-Brück. — „Bilderbogen fürs Haus“, aus der Tasche eines Familienvaters. — „Lußige Ede“.

## Zum Geleite:

Wie schön und ursprünglich ist die Bestimmung des Landmannes, wenn er sie versteht und verehrt! In ihrer Einsicht und Mannigfaltigkeit, in dem ernsten Zusammenleben mit der Natur, die leidenschaftlos ist, grenzt sie zunächst an die Sage von dem Paradiese.

Adalbert Cliffter.

## Im Barackenlazarett.

Von Willy Pastor.

Es liegt auf dem Tempelhofer Feld, also wo Berlin am preussischsten ausschaut, am militaristischsten im Sinn der da draußen. Man kennt die Gegend. Es fehlt ihr eigentlich alles, wenn einmal nichts Militärisches da ist; schon eine einsame Pappel kann dann zum stolzen Naturdenkmal werden. Als der Krieg kam, wurde eine tüchtige Ecke Feldes (84 000 Quadratmeter) abgesteckt für künftige Verwundete. Ein Barackenlazarett sollte es sein. So ein Barackenlazarett kann, wenn man sich Zeit nimmt und viel Geld hat, etwas sehr Schönes werden. Wie seine netten Häuschen im wohlgepflegten Grün sich lagern, verhält es sich zum herkömmlichen Krankenhaus wie ein schmuckes Freilichtmuseum zur üblichen Museumskaserne. Geld war ja schließlich auch hier zu beschaffen, aber die Zeit! Sie war knapp, sehr knapp. Im August kam der Auftrag, und Anfang November mußte alles fertig und fertig sein zur Aufnahme der ersten Verwundeten.

Die Aufgabe war, in einstöckigen Holzbaracken Platz zu schaffen für 12 000 Liegestellen. Dafür brauchte man bei den Anforderungen des neuesten Heilwesens — und auf die bestand man natürlich unbedingt — schon vierzig langgestreckte Gebäude. Hinzu kamen die zahlreichen Abteilungs-häuser für die Ärzte und ihre vielverzweigte Arbeit, für das Wirtschaftswesen, das Personal, Betrieb und Verwaltung. Alles in allem, eine richtige kleine Krankenstadt. Und dafür noch kein Vierteljahr zum Bauen — da hatte man wahrhaftig keine Zeit zu langen Unterhandlungen mit Gärtnern, mit „Außen-“ und mit „Innenarchitekten“. Nur der Arzt konnte seine Bestimmungen treffen, und auch er nur unter einem streng sachlichen, der Kunst gegenüber gleichgültigen Gesichtspunkt. Dieses Amtes hat der Arzt denn auch gewaltet. Nach bestimmten gutbewährten Mustern wurden die pappgedeckten Baracken ausgeführt, eine wie die andere, ja nach ihrer Aufgabe, und in Gassen und Gäßchen

von vorschriftsmäßigem Abstand wurden die Baulichkeiten mit einer Genauigkeit ausgerichtet, daß die Barackenparade selbst vor dem ersten Friedrich Wilhelm wohl bestanden hätte.

Der November sah das Werk vollendet. Etwas kahl und nüchtern stand das Ganze freilich drin in der märkischen Sandbüchse, das ließ sich nicht leugnen; medizinisch ohne Zweifel eine Musteranstalt, aber sonst doch nicht ganz, was man unter einem ästhetischen Anblick versteht. Wie mochte das erst werden, wenn die Verwundeten selbst ankamen! Wenn alle Stellen belegt waren und in den Gassen und Gäßchen das Kriegselend in vielerlei Gestalt sich hin und wieder schleppte, mußte dann dieser feife, unpersonliche Baustil nicht einen geradezu trostlosen Hintergrund abgeben?

Nun, die Kranken sind gekommen, es haben sich ihrer immer mehr gefunden — und von einem Tag zum andern kam in das Barackenlazarett nur immer mehr Sonne hinein. Die Kranken selbst haben, hier und da unter freundlicher Beihilfe ihrer Ärzte und Pflegerinnen, aber in der Hauptsache doch nur aus eigenem, dieses kleine Wunder erwirkt. Kein Künstler hat sie beraten, kein Kunstschulmeister, kein Lehrbuch. Und dennoch haben sie spielend eine Sache bewältigt, die sonst von den vereinten Kräften aller möglichen Fachleute nur mit unsäglichem Anstrengungen aus dem „Stadium der Erwägungen“ herauszubringen ist. Das ist etwas, was wohl des Hinsiehens und Nachdenkens wert ist. „Hätte ich unser Volk noch nicht geliebt“, sagte mir ein Arzt am Platze, „hier hätte ich es gelernt.“

Wie eine werdende Gartenstadt liegt heute da, was vor wenigen Monaten noch ödestes Gedland war, das wäre nie möglich gewesen, wenn durch alle Höhen und Tiefen unseres Volkes nicht eine ganz bestimmte Eigenschaft durchginge: eine unerwünschte Blumenliebe. Blumenlieb ist der richtige Deutsche, so blumenlieb wie nur irgendein unverdorben naturfrohes Kindergemüt.

Es hat sich manch einer gewundert, daß ausziehende Trupps bisweilen wie wandelnde Beete daherkommen mit all den bunten Sträußchen im Gewehrlauf, an der Brust, in der freien Hand. Vom Feld heimkehrende Kraftwagen sind mit Reisern und Blumen geschmückt, von manchen Transportkarren draußen melden die Bilder dasselbe. Wie gesagt, darüber waren viele erstaunt, aber es war da nichts zum Erstaunen; das Volk in Waffen tat nur ein Gleiches wie das Volk daheim und im Frieden; man gehe durch unsere Vorstädte, wo die Ein- bis Dreizimmerwohnungen zu haben sind. Ueberall haben die Baumeister, weil die Leute das durchaus so wollen, kleine Balkone schwalbennestartig an die Strahenwände gefleht, und Frühling um Frühling werden die Schwalbennesterchen allzumal zu hängenden Beeten. Die Stadtbaumeister quälen sich ab mit der Frage des Wald- und Wiesengürtels, und auf seine Art hat das blumenliebe Volk das Rätsel längst gelöst, indem es den harten Anblick der steinernen Strahen aufhellte durch diese schwebenden Gärten. In den Laubkolonien weiter draußen, wo der kleine Mann seine paar Radieschen und Bohnen und Kartoffeln zieht, ist es nicht anders. Auf dem kleinsten Gelände wollen sie noch ihre Blumen haben, die keinen anderen Nutzen bringen, als daß sie lieblich anzusehen sind. In Amerikas wildem Westen, sagen die Reisenden, kann man die deutsche Farm schon von weitem daran erkennen, daß an den Fenstern Blumen stehen.

Dieser zutiefst im deutschen Volk wurzelnden Blumenliebe (sie reicht vom Kaiser bis zum Straßenwärtler) ist es vor allem anderen zu danken, daß eine märkische Oase wurde, was leicht ein Trauerwinkel allen Menschenlebens war. Blumen, Blumen, wohin wir sehen! Ein verwundeter Tischler hat sich Holz geben lassen für Fensterbretter, hat die Bretter zurechtgesägt und angenagelt und die Staketchen dann hübsch grün gestrichen, die Spitzen weiß. Das zieht sich nun von Fenster zu Fenster, von einer Barade zur andern, und überall ranken sich Blumen auf- oder abwärts, prangen im Sonnenlicht mit ihren tausend Farben, locken Schmetterlinge herbei und summende Insekten, die auch ihre Stimme haben im klingenden Gewirr dieser Stätte gern ertragener Schmerzen. Den Wänden entlang säumen ferner den Boden vielfarbige Rabatten. Was der deutsche Bauerngarten an drolligen Einfällen und an Zierpflanzen kennt, das blüht wieder auf in launig verschörkelten Beeten, in Sonnenblumen, Rosen, Vergiftmeinnicht und was sonst sich seines Blumenlebens freuen mag. Einige Florafreunde von ganz besonderem Ehrgeiz haben es mit den Palmen, ja sogar eine reichhaltige Kakteenanlage ist da. Aber es stört nicht trotz der fremden Formen, und nicht einmal einige gipserne Herrlichkeit, die wohl an die Marmorwunder tiefer Parke anklingen soll, nicht einmal sie scheint fehl am Ort.

Wir treten ein in eine beliebige Barade. Die tiefe Glucht eines Saales zu 50 Betten, je 15 hüben und drüben, kunstgerecht zu gliedern, ist eine Aufgabe, bei der schon mancher Architekt versagt hat. Hier haben sie es auf ihre Weise gut geschafft. Etwas tanzbodenmäßig oder laubensest- artig einfach sind sie ja in ihren künstlerischen Mitteln. Tut nichts. Auch Tanzboden und Laubensest haben ihre künstlerischen Erfahrungen und Ueberlieferungen, und die es angeht, fühlen sich wohl gerade so. Eine Einrichtung im Zukunftstil ließe sie kühl bis ans Herz hinein: soll man sie ihnen also mit Gewalt aufdrängen? Die Offiziere verbitten es sich, daß man ihren Soldaten Marschlieder verleidet, weil sie dem Geschmack des Herrn Musikprofessors nicht entsprechen. Was der Soldat gern singt und was ihm über die Mühseligkeiten eines Gewaltmarsches fortkhilft, das ist richtig, auch wenn alle Generalmusikdirektoren der Welt das Gegenteil behaupten. Und so auch behält die Tanzboden- und Laubensesteinrichtung, in der die Verwundeten sich behaglich fühlen, Recht gegen sämtliche Kafaelvereine und Holbeingenossenschaften.

Aber es gibt hier besseres zu beobachten als Kunst oder Nichtkunst in der Einrichtung. Aus einer Ecke des Saales klingt lustige Musik. Zwischen zwei Betten hat sich da eine Kiliputkapelle aufgebaut; mit ganz einfachen Mitteln, die Ziehharmonika hat das große Wort. Die Lieder und Tänze, die sie spielen, sind altbekannt. Aber in der Instrumentierung

klings manches so neu und eigenartig, daß man als alter Musiker doch einmal näher herangeht. Richard Strauß, das sollten Sie sehen! Mit Besenstielen und Kupferdrähten, Pfannen und Konservendbüchsen bringen es die Leute zu nie dagewesenen Klangwirkungen. Einer hat sich ein ohne weiteres patentfähiges Allerweltschlagzeug gebaut, das zugleich große und kleine Trommel, Pauke und Becken ist. Ein hölzerner Schraubenstod namentlich, bei Wirbeln anzuwenden, ist großartig gedacht.

Daß es auch in einem Krankenhaus, sofern die Menschen dort nur seelisch gesund sind, frei und heiter zugehen kann, ist eine alte Sache. Genesende brauchen eine solche Stimmung, um gegen die Krankheit aufzukommen, wie die Eskimos gerade dann auf gute Kanne halten, wenn die Natur ihnen am schlimmsten zusetzt. Daran ist also nichts besonderes, wenn wir uns überzeugen, daß die Allgemein Stimmung in einem medizinisch vorbildlich geleiteten Militär-lazarett gesund und zwanzigjährig ist. Doch da ist noch etwas anderes: die Wirkung der Musik, jeder Art von Musik auf diese seelisch ungebrochenen jungen Leute.

Hat der Leser einmal bei einer Musikaufführung (gleichgültig ob im Symphoniekonzert oder im Biergarten) genauer hingesehen, wie die Klänge den Gesichtsausdruck der Menschen ändern können? Der Leser sollte das doch nicht versäumen. Wenn ihm die Musik rein gar nicht mehr zu sagen hat: der Gesichtsausdruck vieler Hörer sagt ihm immer etwas. Wie der Schlaf oder der Tod bei einem Antlitz alles Unwesentliche auslöschen, alles Wahre und Einfache aber aus ihm heraus holen, so ist es auch bei einem Menschen, der sich der Wirkung der Musik hingibt. Es ist keine Lüge mehr in seinen Zügen, man kann ihn erkennen. Das war ein guter Menschenkenner, von dem ich einst im Gespräch über einen vielumsrittenen Gelehrten die Worte hörte: „Ich glaube an ihn, seitdem ich ihn bei der Musik beobachtet habe.“ Mit Erfahrungen solcher Art geht hin in ein Krankenzimmer, beobachtet unsere Verwundeten unter dem Eindruck der Musik — es gibt kein anderes Wort dafür als dies: es ist ergreifend.

Soviel ist auch schon andern aufgefallen, daß die vom Felde Kommenden, die wirklich dabei waren, sich zum Verwundern still und friedlich geben im Vergleich zu den D. U. Helden der Heimat. Die Cartaren-Schilderungen, die man in der ersten Zeit des Krieges in so vielen Blättern las, waren zum Erschrecken laut und martialisch, denn sie waren von Leuten geschrieben, die den Krieg nicht selbst gesehen hatten. Doch dann kamen die eigentlichen Feldpostbriefe von der Front unmittelbar, und diese Briefe waren so still und so versonnen, daß man endlich, endlich wieder Fühlung hatte mit dem alten deutschen Wesen, an dem wir selbst zuvor genesen mußten, bevor wir es der weiten Welt mitteilen konnten. Die bange Frage blieb uns, ob dieses stille, tiefe Wesen, durch den Krieg uns wiedergewonnen, auch Kraft genug bewahren könne, das ganze Volk zu durchdringen. Wenn wir schon heute darauf mit einem Ja der Zuversicht antworten dürfen, so gründet es in dem, was wir aus den Gesichtern der Verwundeten ablesen, sobald Musik ihr Innerstes hervorkehrt.

Schaut um euch her in solchen andachtsstillen Kreis! Die Gesichter alle sind so verschieden von Ausdruck und von Art, wie unser weites deutsches Land. Und dennoch, wie verwandt erscheint das alles unter der Wirkung der Klänge! Da sind Gesichter von Achtehnjährigen und solche von Leuten mit grauen Haaren, Friesen und Bayern, Ostpreußen und Rheinländer. Und alle diese Menschen schauen vor sich hin mit einem und demselben Blick. Es ist der Blick aufs weite Meer, der Blick in den gestirnten Himmel, oder auch in die Tiefe des eigenen Gewissens. Der laute Krieg hat sie alle so still gemacht. Sie träumen nicht von lärmenden Schlachten und einem brüllenden Heroentum, sondern von einem ganz leisen künftigen Glück, das sie sich wieder aufbauen wollen und in das sie ihre Wunden mit hinüberbringen werden, wie schlichte Kriegsandenken. Das deutsche Wesen ist uns wiedergekehrt, hier können wir es sehen von Angesicht zu Angesicht.

Ja, der Arzt hat hundertmal recht mit seinem Wort: „Hätte ich unser Volk noch nicht geliebt, hier hätte ich es ge-

lernt." Und auch die Stimme jenes Dichters gewinnt wieder Klang, der vor langer Zeit aussprechen durfte: "Und es wird am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen."



## Verse.

Von Karl Heinz Hill, Wiesbaden, 3. St. im Felde.

### Gruß an die Heimat.

Heimat, Heimat! Siegesdrang  
Trägt dies Wort uns in die Herzen.  
Tausend Noie, tausend Schmerzen  
Bilden uns im Waffengang.  
Doch wir kämpfen dir zum Danke  
Um den Preis, um den es lohnt:  
Daß des Krieges Eisenpranke  
Heimat, Heimat, dich verschont.  
Heimat, Heimat! Allezeit  
Haben wir an dir gebangen,  
Und dein Bild ist mit uns gegaen  
In den aufschwimmenden Streit.  
Und wir stehen in Dampf und Brodem  
Um den Preis, um den es lohnt:  
Daß des Krieges Feuerodem  
Heimat, Heimat, dich verschont.  
Heimat, Heimat! Nimmermehr  
Sollst du uns verloren werden.  
Weil für uns auf dieser Erden  
Keine zweite Heimat wär'.  
Siegesdrang und Heimatfehnen  
Soll in uns nicht untergehn,  
Bis wir dich durch Freundentränen  
Heimat, Heimat, wiederlehn.

### Aber — wofür!

Weiß keiner, wann ihn die Kugel findt,  
Ob heut oder morgen, bei Tag oder Nacht.  
Doch wir kämpfen für Heimat, für Weib und Kind,  
Das ist's, was uns Deutsche so furchtlos macht.  
Weiß keiner nicht wann,  
Weiß keiner nicht wo,  
Aber — wofür,  
Das wissen wir!  
Weiß keiner, wo er zum Sterben geht,  
Ob im Wald oder Feld, ob im Graben auf Wacht.  
Doch wir kämpfen, daß Freiheit und Recht besteht,  
Das ist's, was uns Deutsche so mächtig macht.  
Weiß keiner nicht wo,  
Weiß keiner nicht wann,  
Aber — wofür,  
Das wissen wir!  
Weiß jeder, wofür er sein Leben gibt,  
Für Kaiser und König geht's in die Schlacht.  
Dah keiner sich mehr als sein Vaterland liebt,  
Das ist's, was uns Deutsche auch siegreich macht.  
Weiß keiner nicht wann,  
Weiß keiner nicht wo,  
Aber — wofür,  
Das wissen wir!



## Komtesse.

Erzählung von Hermann Wagner.

Während im Norden noch die Märzstürme über das feuchtkalte Land hinsfrich, blühte in dem Tal zwischen Bozen und Meran schon längst der Frühling. Heute schien die Mittagsonne besonders warm. Sie hatte sich zärtlich an die weißen Wände der Villa Belmonte gelegt, liebteste den wilden Wein, der wie ein buntes Netz das lachende Haus umspannt, und drang durch die großen blanken Fenster, durch die Rolleaus und durch die Stores bis in das Krankenzimmer der Komtesse Anna, wo sie die

hellblauen zarten Tapeten, den prächtigen, nicht minder blaffen Teppich und den großen düsternen Spiegel aus ihren Träumen weckte.

Die Komtesse fährt sich über die Augen. Sie ist aus einem leichten Halbschlummer erwacht. Sie bemerkt die hellen Sommerflecken, die das weiße Deckbett entlang huschen, und es macht sie immerhin ein wenig froh, zu hören, wie lebhaft den kleinen Kanarienvogel im Zimmer nebenan der schöne Tag gemacht hat.

"Wie spät ist es, Schwester?" fragt die Komtesse.

Die Schwester, die am Fußende des Bettes sitzt und in ihrem frommen Buche liest, sieht auf. Das schwermütige Gesichtes nur noch mehr hervor, anstatt sie zu dämpfen.

"Wie spät es ist, Komtesse? Zwei Uhr."

"Erst zwei? Hab ich nicht länger geschlafen?"

"Nein. Nur eine kleine Stunde."

"Merkwürdig. Mir ist, als hätte ich einen ganzen Tag geschlafen."

"So wohl ist Ihnen?"

"Ach nein, so matt fühle ich mich."

Die Komtesse streckt die Arme auf dem Deckbett aus, spreizt die schlanken, weißen, durchsichtigen Finger und betrachtet sie. In dem reinen Brillanten an dem kleinen Finger ihrer linken Hand fängt sich die Sonne. Die Komtesse bewegt leise den Finger. Das funkelt, blitzt und schillert.

"Wo ist Mama?" fragt die Komtesse.

"Ausgefahren," sagt die Schwester.

Die Komtesse spielt mit dem Stein an ihrem Finger.

"Ausfahren — wer das jetzt könnte . . ." sagt sie nachdenklich. "Schwester, wie schön muß es draußen sein!"

"Ja, es ist sehr warm, Komtesse. Wollen wir nicht ein Fenster öffnen?"

"Ja, tun Sie das. Oder nein — warten Sie! Von hier habe ich so wenig Aussicht. Sagten Sie nicht, es wäre warm? Ich will mich in die Veranda hinaus legen. Dort hab ich das ganze Tal vor mir . . . Wie schön das Tal jetzt sein muß, Schwester! Wie?"

Die Schwester nickt unter einem begütigenden Lächeln. Und sie streicht der kleinen lungenkranken Komtesse, die sehnsüchtig, mit einer beklemmenden Aengstlichkeit durch die Ritzen der Rolleaus nach dem Frühling ausschaut, zärtlich über das dicke braune Haar.

Die Komtesse nippt an der vom Arzt verordneten Nachmittagsmilch, die ihr nie schmeckt und die sie doch trinken muß, und ihre Finger zerbröckeln den süßen Zwieback. Die Schwester sieht bei ihr, hat ihr, damit sie aufrecht sitzen könne, die Kissen zurechtgeschoben und hört nicht auf, sie zum Trinken zu nötigen.

"Nur noch diesen Schluck, Komtesse . . . da . . . seien Sie tapfer!"

"Es geht nicht, Schwester . . ."

"Doch. Schließen Sie die Augen . . . so . . . nun trinken Sie aus . . ."

Folgsam, mit einer letzten Anstrengung, schluckt die Komtesse den Rest. Sie schüttelt sich dabei. Die Schwester nimmt ihr die Tasse weg und richtet die Kissen wieder zum Liegen.

"So — jetzt können Sie ruhen . . ."

Die Komtesse läßt sich in die Kissen zurückgleiten und kreuzt die Arme unterm Kopf. Durch die gläserne Wand der Veranda kann sie bequem in das Tal hinabschauen. Sie sieht das graue Band der Landstraße unten, auf dem die Nachmittagssonne brütet, sie sieht die zerstreut liegenden kleinen Häuser und Villen unter sich, die den Eindruck erwecken, als kletterten sie vorsichtig den grünen, blumigen Abhang hinab, und es macht sie seltsam froh und bang zugleich, wenn ein Wägelchen unten die Straße entlang rollt und sie den munteren Trab der Pferde hört und das lustige Geknalle der Peitsche.

Eine lange Weile liegt die Komtesse regungslos. Zuweilen schließt sie die Augen, dann betrachtet sie wieder die Landschaft. Auch die Schwester rührt sich nicht. Ein fast

schwüler Duft kommt von den vielen frischen Rosen, die in einer grünen Schale auf dem Tische stehen. Der Umstand, daß keine Uhr geht, macht die Stille drückend.

„Schwester, warum sind Sie so still?“ fragte die Komtesse, der mit einem Male ängstlich zu Mute wird.

„Ich glaube, Sie wollten ruhen, Komtesse. Ich wollte Sie nicht stören.“

„Ach nein, ich will nicht soviel Ruhe. Die Ruhe erstickt mich. Ich möchte hinaus, ich möchte Menschen um mich haben. . . Liebe Schwester, bitte — erklären Sie mir doch, warum mir so bekümmert ums Herz ist, warum ich mich so fürchte! . . . Steht es so schlimm mit mir?“

Die Schwester streichelte der Komtesse die Hand.

„Machen Sie sich keine trüben Gedanken, mein Kind. Haben Sie Geduld. Bald werden Sie wieder gesund sein.“

„Bald?“ fragte die Komtesse, und ihre Augen liegen lanternd auf den unbeweglichen Zügen der Schwester.

„Sie müssen Geduld haben,“ wiederholt die Schwester, „nur Geduld. Die Zeit macht alles wieder gut. Die Natur heilt nur langsam.“

Die Komtesse hat sich ausgerichtet und umklammert den Arm ihrer Pflegerin. Ihre schönen dunklen Augen fladern unruhig wie zwei Nachtlichter, die im Verlöschen sind.

„Ist es aber auch wahr? Völligen Sie mich nicht? Muß ich nicht sterben?“

Die Schwester sieht sie lächelnd an.

„Sterben? Sterben müssen wir alle einmal. . .“

Die Komtesse wirft sich der Schwester in jäher Verzweiflung an die Brust. Tränen füllen ihre Augen.

„Schwester, bleiben Sie immer bei mir! Ich kann ohne Sie nicht mehr sein! Sie sind so stark und so sicher, Sie werden mir helfen! . . . Ach, sagen Sie, daß Sie immer da bleiben werden!“

Die Schwester befreit sich aus der Umarmung und drückt die Kranke behutsam in die Kissen zurück. Dann deckt sie sie zu. Sie streichelt ihr wie einem Kinde Stirn und Wangen. „Kind, Kind,“ sagt sie, „haben Sie keine Angst, ich bin ja doch da. . .“

Die Komtesse atmet auf. Allmählich wird sie wieder ruhig. Jenes köstliche Gefühl überkommt sie, jenes Gefühl der Kinder, die sich geborgen wissen.

„Schwester. . .“

„Komtesse?“

„Wollen Sie mir nichts erzählen?“

„Erzählen? Wovon?“

„Von sich selbst.“

„Von mir selbst. . .?“ sagt die Schwester und sieht die Komtesse so sonderbar an.

„Ach bitte, tun Sie es,“ sagt die Komtesse, indem sie sich ein wenig vom Lager aufrichtet und den Kopf mit dem linken Arm stützt, „erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben.“

Die Schwester hat am Tisch Platz genommen, ihre Hand liegt auf der kupferroten Decke, während ihre Finger auf dem weichen, seidnen Plüsch einen lautlosen, nachdenklichen, neroöfen Marsch trommeln.

„Mein Leben ist nicht interessant genug, Komtesse,“ sagt sie endlich. „Alles, was ich erfahren habe, ist recht eintönig und ruhig. Es würde Sie nicht unterhalten.“

Die Komtesse sieht die Schwester mit der rückhaltlosen Offenheit der Jugend an. Die Schwester erträgt diesen Blick nicht, sie neigt den Kopf.

„Ich glaube Ihnen nicht,“ sagt die Komtesse, „Sie verbergen sich vor mir. Sie sind so still, so einfach und so gerade und doch ist soviel Rätselhaftes an Ihnen. Sie leben unter uns wie ein Schatten. . . Werden Sie mir zürnen, wenn ich es Ihnen sage? Die erste Zeit habe ich mich vor Ihnen gefürchtet!“

Die Schwester macht eine Bewegung, die etwa besagt, wie wenig neu ihr das ist, was sie hört.

„Das liegt an Ihrem schwarzen Kleide,“ fährt die Komtesse fort, „und an Ihrer Haube. Die Ordenstracht sieht Ihnen nicht. Sie sind noch so jung. . .“

Die Schwester schüttelt abwehrend den Kopf.

„Und so schön,“ bemerkt die Komtesse mit einem Blick offener Bewunderung.

Die Wangen der Schwester röten sich. Sie schweigt. Der naiven Weiblichkeit der Kranken gegenüber ist sie wehrlos.

„Wann sind Sie eigentlich Nonne geworden?“ dringt die Komtesse in sie. „Ich denke mir das entsetzlich. Man muß wohl sehr unglücklich sein, um allem Schönen zu entsagen?“

„Allem Schönen?“ fragt die Schwester.

„Entsagen Sie nicht allem, was das Leben lebenswert macht?“ gibt die Komtesse zurück.

„Das, was Sie meinen, Komtesse, das ist nicht das wahre Leben.“

„Es wäre nicht das Leben?“ sagt die Komtesse verwundert. „Unser Wohlsein, unsere Freunde, die Natur und alles, was wir lieben?“

Die Schwester schüttelt den Kopf.

„Das wahre Leben ist in uns,“ spricht sie, und obwohl sie es nur leise und zurückhaltend sagt, hat ihre Stimme doch etwas Getragenes und Feierliches. . .

Die Komtesse besitzt noch den ehrfurchtsvollen, ein wenig ängstlichen Respekt des frommen Kindes vor der eingprägten Religion.

„Sie meinen Gott?“ fragt sie zögernd.

Die Schwester nickt und die Komtesse verfällt in Nachdenken und Schweigen. Plötzlich aber besinnt sie sich und tut eine Frage.

„Schwester, sagen Sie mir, sind Sie auch glücklich?“

„Ja,“ erwidert die Schwester einfach, mit viel Bescheidenheit.

Und die Komtesse schweigt wieder und denkt nach. Alles um sie her versinkt auf einen Augenblick. Nur einen großen dunklen Vorhang sieht sie vor sich.

Soeben hat sie sich, durch Zufall, angefehlt, ihn ein wenig zu lüften. Aber erschrocken weicht sie wieder zurück. Denn sie fühlt: das ist nichts für sie. . .

Und sie wendet sich wieder an die Schwester, um von anderen Dingen zu reden, von Dingen, die ihr vertraut sind, an denen sie hängt, die sie liebt.

„Erzählen Sie mir von Ihrer Jugend,“ bittet sie. „Davon, wie Sie noch ein kleines Mädchen waren, von Ihren Eltern und von Ihrer Heimat.“

So, denkt die Komtesse, werde ich in das Innere dieser Fremden, Lieben dringen. . .

„Das liegt alles so fern, daß ich es gar nicht mehr klar sehe,“ antwortete die Schwester.

„Wo ist Ihre Heimat?“ fragt die Komtesse.

„In Polen.“

„Und Ihr Vater?“

„Er ist tot,“ sagt die Schwester.

„Aber Ihre Mutter?“

„Tot.“

„Schon lange?“ wagt die Komtesse noch zögernd zu fragen.

„Schon lange. . . .“

Die Komtesse dringt nicht weiter in die Schwester. Sie kennt das Schicksal einer Waise nur vom Hörensagen, und es ist ihr gleichbedeutend mit einem entbehrungsreichen, freudlosen, armen und dunklen Dasein. Eine Scheidewand schiebt sich plötzlich zwischen sie und die andere. Sie denkt bei sich: diese kommt von unten, aus der Tiefe, ich aber bin oben, in der Höhe, in einer anderen Welt — wir können uns niemals verstehen. Und ein warmes Mitgefühl schwillt in ihr an, das trösten möchte.

„Wie traurig das alles ist,“ sagt sie, wie um einen Anknüpfungspunkt zu suchen.

„Sie täuschen sich, Komtesse,“ sagte die Schwester, „meine Jugend ist nicht traurig gewesen.“

„Nicht traurig?“ sagt die Komtesse, und sie zieht die Worte lang hin, als könne sie das nicht begreifen. „Waren Sie nicht arm?“

Die Schwester schüttelt den Kopf.

„Ich war reich,“ sagt sie. „Ich habe nur einen Bruder, und die Eltern haben uns viel hinterlassen.“

„Aber das ist ja. . .“

Die Komtesse ist außer sich. Sie ist überrascht und erstaunt, und es kommt ihr vor, als habe man sie dilpiert.

Und sie will sagen: „Das ist ja riesig interessant.“ Mein sie besinnt sich und fragt nur:

„Und einen Bruder haben Sie auch?“

„Ja.“

„Wo?“ fragt die Komtesse.

„Er lebt auf seinen Gütern,“ antwortet die Schwester.

Die Komtesse unterbricht ihre Fragen, da sie sich ihrer Neugier schämt. Nur nach einem kann sie sich jetzt nicht mehr enthalten zu fragen.

„Verzeihen Sie, Schwester,“ sagt sie verlegen, „ich weiß noch gar nicht, wie . . . wie Sie — heißen . . .“

„Maria,“ erwiderte die Schwester.

„Ja . . . aber Ihr — wirklicher Name . . . ?“

Die Schwester scheint nicht zu hören. Sie sieht zur Seite. Ihre Wangen sind rot.

„Schwester, wollen Sie es nicht sagen . . . ?“

Da erwidert die andere mit abgewendetem Gesicht:

„Mein Vater war ein Graf Barnowski.“

Ein Augenblick vollkommener Stille entsteht. Die Komtesse starrt die Schwester fassungslos an. Sie weiß nicht recht, ob sie wach ist oder träumt.

Aber da fällt ihr Blick auf das Antlitz der Schwester. Sie sieht es im Profil. Und da kommt es mit einem Male über sie: nur so, weiß sie, nur so läßt sich die rätselhafte edle Schönheit erklären . . .

Und indem sie sich auf ihrem Lager emporrichtet, sagt sie zitternd:

„Ja — dann . . . dann . . .“

Aber die Schwester tritt zu ihr, zwingt sie in die Kissen zurück und deckt sie zu.

„Sie dürfen sich nicht erkälten, Komtesse,“ sagt sie streng.

Da erfährt die Komtesse die Hand der Schwester und läßt sie nicht mehr los. Viel heftige Küsse drückt sie darauf. Und voller Scham und Glück flüstert sie:

„Liebe Schwester . . .“



## Vom Vogelgesang.

Von Dr. Konrad Guenther, Universitätsprofessor  
in Freiburg i. Br.\*

Der Vogelgesang ist so recht eigentlich die Stimme der Natur. Wenn er in ganzer Pracht im Frühling ertönt, dann fühlen wir, wie die Natur lebt und atmet, und wo er fehlt, scheinen uns Wald und Feld tot zu sein. Und wie schön ist diese Stimme! Niemals aufdringlich, wie der Lärm des Menschen, stets sacht und klangvoll schallt der Gesang durch die grüne Welt. Diese Stimme paßt zu dem Antlitz, zu dem sie gehört, liebe sich durch nichts anderes ersehen! Ja, das gilt nicht nur von der Natur im großen und ganzen, sondern von jeder einzelnen Gegend. Für das Feld, den Wald, die Wasserlandschaft gibt es einen charakteristischen Vogelgesang, der auf das feinste gerade an die Eigenart derjenigen Landschaft angepaßt ist, in der er ertönt. Es ist höchst reizvoll, dem im einzelnen nachzugehen, wie überhaupt Kenntnis der Vogelstimmen den Naturgenuss beim Spaziergang verdoppelt. Denn es ist nicht wahr, daß man die Natur ebensogut genießt, wenn man die einzelnen Gestalten nicht kennt, als wenn man mit ihnen vertraut ist. Wie schon dem Kunstwerk der Kenner manche Schönheiten abgeht, von denen der Laie nichts ahnt, so offenbart die Natur ihr Bestes nur dem, der es zu finden weiß. Wer die Stimmen der Vögel nicht kennt, wird an manchem ausgezeichneten Sänger vorübergehen, während der Vogelfreund schon bei den ersten Tönen stehen bleibt und wartet, bis der volle Schlag ertönt. Und mancher Gesang wirkt erst dann, wenn man sich in ihn vertieft hat. Ferner ist der Genuss des Naturfreundes beim Anhören der Vogelstimmen schon deshalb höher, weil sich bei ihm mit den Lauten ein Bild des Sängers verbindet. Jeder Vogel

ist ihm ein lieber Freund, und er freut sich, wenn er ihn wieder hört. Und viele schöne Vögel bekommt überhaupt nur der zu Gesicht, der sie an ihrer Stimme erkennt und dieser nachgeht.

Wie zu der Landschaft, in der er erklingt, paßt der Vogelgesang auch zu der Tagesstunde, die er sich wählt. Wer die gefiederten Sänger in ihren besten Leistungen bewundern will, muß früh aufstehen. Das großartigste, feierlichste Ereignis des Tages, den Sonnenaufgang, feiern die gefiederten Künstler mit mächtigstem Jubel. Es ist unendlich reizvoll, dem Erwachen der Vögel im Walde zu lauschen. Noch ist es dunkel, nur in blauen Tönen beginnt sich der östliche Horizont zu färben. Da beginnt eine Amsel wie träumend ihr Lied, eine andere wacht auf, noch einige, und es scheint, als ob sie nur flüsternd, sich in leisen Uebungen davon überzeugten, daß ihnen die Nacht ihre Stimme nicht genommen hat. Es wird heller, und mit dem Licht schwillt in einem langsamen, aber gewaltigen Crescendo der Amsel- und Drosselgesang. Jetzt hat er seine volle Höhe erreicht, das ist ein Flöten- und Jubelieren, als länge der Wald selber. Nun fällt der schmetternde Schlag der Buchfinken dazwischen, die abfallende Kadenz des Fitislaubvogels ertönt, der Weidenlaubvogel klopft den Takt. Die Sonne ist da, und plötzlich brechen die tausend Stimmen ihr Unisono ab, als träten sie nun die Herrschaft dem Tagesgestirn ab. Nur einzeln singen noch die Vögel weiter, die Tauben gurren, der Pirol läßt jetzt erst seinen Flötenruf erklingen.

Und abends, wenn die Sonne sinkt, wenn eine träumerische Stimmung sich über die Natur legt, die Schatten lang werden, die Linien verschwimmen, dann lassen die Vögel ihre melancholischsten Weisen ertönen. Rotkehlchen klopft mit sartem Getriller den Abend ein. Es ist, als ob es sein Glücklein zweimal schüttelte und dazwischen immer einige lange Töne anschlägt. Langsam und sacht ertönt die Weise aus dem unheimlichen werdenden Duschwerk, etwas Wehmütvolles liegt in ihm.

Auch die Drosseln und die Amseln singen abends anders als am Morgen. Längere Pausen lassen sie zwischen ihrem Flöten eintreten, halten auch die Töne selbst länger aus. Langsam und abwärts singt auch der Hauptfänger des Abends und der Nacht: die Nachtigall. Von dieser Königin des Gesanges ist ja oft genug gesagt worden, wie ihre Stimme in die Frühlingsnacht wisse. Warme, feuchte Luft, gemischt mit dem Duft aus dem Dunkel schimmernder Blüten, durchzieht die Landschaft. Die Natur schläft im Frühling nicht, man spürt, wie es in den Pflanzen wächst und weht. Und dieses Frühlingssnachtweben strömt durch die Brust der Nachtigall und bricht machtvoll aus ihrem Schnabel, bald janzend überschlagend, bald wehmütig langgezogen, ein Verklünden und ein Erinnern.

Wer überhaupt noch ein Empfinden für die Natur hat, zu dessen Herzen müssen die Stimmen der Vögel sprechen. Darum ist in so vielen Volksliedern vom Vogelgesang die Rede; gerade das Ergreifendste wird oft durch den Hinweis auf einen der lieblichsten Sänger ausgedrückt. Auch die Dichter lassen in ihre Lieder die Stimmen der Vögel hineintönen: von Waltthers von der Vogelweibe „Tanzarabel“ an bis auf Heinrich Heide, Manche Lieder geben in reizendster Weise die Art des Vogels wieder, so Müllers „Aus der Jugendzeit“, in dem die Strophe „Als ich Abschied nahm“ getreu das krause, zwitschernde Lied der Schwalbe nachahmt. Besser noch ist es den Musikern möglich, Vogelgesang darzustellen, und es ist ja oft genug geschehen: ich erinnere nur an Haydn „Schöpfung“ und an Wagners „Siegfried“. Freilich erkennt man gerade an solchen Versuchen, ob der Komponist die Natur empfinden konnte, oder ob er nur äußerlich eine Vogelstimme, weil er sie eben brauchte, wiedergeben sich bemühte. Haydn ist die Nachempfindung der Vogelstimmen, wie überhaupt die von Naturvorgängen, zu denen vor allem der gewaltige Sonnenaufgang gehört, wohl gelungen. Bei Liszt ist das weniger der Fall; dieser so lebenswichtige Künstler hatte wenig Sinn für Naturschönheit. Ebenso hat Puccini in seiner sonst so herrlichen „Madame Butterfly“ das Rotkehlchen schlecht getroffen, wie das bei einem Italiener, einem Volke, das seine Vögel hauptsächlich als Braten betrachtet, nicht anders zu erwarten war. Am gewaltigsten hat Richard Wagner die Natur nachempfunden. Im Liebes des Waldvogels im „Siegfried“ hören wir bald den Gesang der Drossel, bald den der Goldammer und des Pirols. Wenn aber die Worte der Liebe ertönen: „Lustig im Leid sing' ich von Liebe. Wonnig aus Weh web' ich mein Lied“, dann schmettert die Nachtigall, als sei sie in der Dichtung wiedergeboren.

Wer damit anfängt, die Stimmen der Vögel zu lernen, für den klingt manches gleich, und man braucht Zeit dazu, zum Beispiel nur Rotkehlchen und Grasmücke zu unterscheiden. Dazu kommt, daß es auch Vögel gibt, die andere Sänger nachahmen. Derartige Künstler sind z. B. der Eichelhäher, der Keuntöter, der Wiesenschmätzer, ja, mehr oder weniger steckt in jedem Sänger der Trieb zum Nachahmen, und ich habe erst vor ein paar Tagen einer Amsel gelauscht, die einem Buchfinken lebe-

\* Im Juniheft der Westermannschen Monatshefte erzählt Dr. Konrad Guenther in erschöpfender Weise die Kenntnis von der Natur des Vogelgesanges. Wir geben im obigen die beachtenswerten Feststellungen in ihren wesentlichen Punkten mit gütiger Erlaubnis des Verlages wieder.

mal nachlang, wenn er seinen Schlag ertönen ließ. Durch solche Nachahmer können auch Kenner anfänglich getäuscht werden, bei längerem Hören werden sie aber an der einmal herauskommenden Eigenart erkennen, welcher Vogel sich da mit fremden Federn schmückt. Denn jeder Vogelfang hat seine charakteristische Tonfärbung, und es ist staunenswert, welche Mannigfaltigkeit die Natur hervorbrachte, um die vielen verschiedenen Vogelarten — wir kennen heute ihrer etwa elftausend — voneinander stimmlich zu unterscheiden. Wie das Federkleid, so ist auch die Stimme ein Artmerkmal für den Vogel und als solches dem Tiere verliehen worden.

Man hat zwar lange Zeit gemeint, und viele glauben es noch heute, daß der Vogel seine Stimme erhalten habe, um sein Weibchen zu besänftern, es zur Liebe hinzureißen. Wenn dem aber so wäre, dann müßte doch das Männchen, wenn nicht ausschließlich, so doch hauptsächlich dann singen, wenn sein Weibchen dabei wäre. Wie jedoch jedermann, der einmal Kanarienvogel oder andere Singvögel gehalten hat, weiß, singt das Männchen auch ohne Weibchen. Ja, wenn man ihm ein solches beigelegt, dann singt es nicht etwa mehr oder besser, sondern im Gegenteil, es hört gänzlich auf. Zum Mehrsingen veranlaßt man einen Vogel nicht durch das Dazutun eines Weibchens, sondern dadurch, daß man das Männchen in dieselbe Stube bringt. Nun gibt es einen unermüdblichen Wettkampf: hört der eine auf, so beginnt der andere und läßt auch jenen seine Ermüdung bald vergeffen.

Und in der freien Natur beobachtet man dasselbe. Nicht am Nest oder im dichten Grün singt der Vogel, während sein Weibchen dabei sitzt und den Liebesklängen lauscht, sondern allein schmettet der Sängler sein Lied in die Welt hinaus, meistens frei auf der Spitze eines Zweiges weithin sichtbar sitzend, als solle die ganze Welt ihm zuhören. Das Weibchen sieht man fast nie daneben sich aufhalten und zuhören, ist es doch meistens gar nicht in der Nähe. Sänge das Männchen nur für sein Selbst, so wäre es wahrlich zu bedauern! Das Weibchen kümmert sich nicht um die Klänge, haut am Nest, sitzt auf den Eiern oder geht ertübeln Futtergelecken, ungerührt von der Stimme ihres Gemahls, nach. Und auch diesem scheint es nicht um den Beifall seiner Gattin zu tun zu sein, er fliegt ihr nicht nach, noch sucht er nach ihr, er singt, und wenn er lauscht, so horcht er nicht nach dem Weibchen, sondern nach andern Männchen. Hört er ein solches singen, dann verdoppelt er seine Kraft. Viele Vögel kann man ja dadurch anlocken, daß man ihre Stimme nachahmt, so z. B. die Wildtaube. Und oft kann man beobachten, wie zwei Tauben sich zuerst aus der Ferne angurren, dann immer näher kommen und zorniger und eifriger ihr Gurren ertönen lassen. Kommt dann die eine Taube der anderen zu nahe oder auf ebenfolche Weise ein Singvogelmännchen dem andern, dann gurrst oder singt dieses am lautesten und stürzt sich schließlich auf den Widersacher. Bei Kanarienvögeln hat man beobachtet, daß sie sogar ihr Spiegelbild anschnatterten und wie zum Kampfe zornig an das Glas flogen. Wenn Grasmücken besonders prachtvoll singen, sind meistens zwei Männchen nabe beieinander, und Schnabelhiebe sind das Ende des Sinnspiels. Ist also eine Leidenschaft die Triebfeder zum Gesang, dann kann es nicht Liebe, muß vielmehr Eifersucht sein.

Wer mit aufmerksamem Auge durch Wald und Feld geht, den werden seine Beobachtungen bald lehren, daß der Gesang des Vogels nicht die Bedeutung haben kann, das Weibchen zu besänftern und zur Liebe willfährig zu machen. Darwiny war es, der eine solche Ansicht verfocht, ja, er wollte überhaupt die Entstehung des Vogelgesangs dadurch erklären, daß er annahm, von jeher hätten die Weibchen sich am liebsten den besten Sängern hingegeben. Eine solche „Weibchenwahl“ hätte auch in der zweiten Generation eingesezt, hätte in dieser wieder die besten Künstler zur Nachzucht auserlesen, und so wäre das in den Jahrtausenden fortgegangen, bis der vollendete Gesang zu Stande gekommen wäre. Darwin glaubte mit dieser Theorie eine ähnliche Erklärung gegeben zu haben wie mit seiner Lehre von der Naturalzüchtung, aber er übersah den grundlegenden Unterschied zwischen beiden Theorien. Denn wenn nach der Theorie von der Naturalzüchtung zum Beispiel die weißen Polarhasen dadurch aus braunen, gewöhnlichen Hasen sich entwickelt haben, daß sie in eine Gegend kamen, in der immer schnee- reichere Winter auftraten, so daß von den Junghasen stets die, deren Färbung etwas heller war als die ihrer Geschwister, von ihren Feinden am wenigsten gefressen und erbeutet und so vor allem von der Natur zur Nachzucht auserlesen wurden, so beruht diese Erklärung auf einer der Beobachtung zugänglichen Tatsache. Ganz anders bei der Theorie von der Weibchenwahl. Diese kann sich auf keine Tatsache von allgemeiner Gültigkeit stützen. Denn das ist doch keine Tatsache, daß besser singende Männchen die Weibchen willfähriger zur Liebe machen? Solches müßte zuerst noch bewiesen werden. Gerade so ist es mit den Männchenfarben der Tiere, die Darwin ebenfalls mit seiner „Weibchenwahl“ zu erklären suchte. Hier müßten als Grund der

Theorie folgende Fälle aufgestellt werden: eine rote Brust erregte von jeher die Gimpelweibchen am meisten, so daß diese von den ursprünglich graubrustigen Männchen immer die zur Nachzucht bevorzugten, deren Brust einen röteren Schimmer aufwies, als die der anderen zeigte. Die Blaulebchen hingegen hatten eine Vorliebe für Blau, und zwar schon bevor sie diese Farbe auf der Brust trugen. Man sieht, das alles sind nichts als Behauptungen, die jedes Beweises entbehren.

Eine Bedeutung aber hat alles in der Natur, und darum muß, wie die Farbe des Tieres, so auch der Vogelfang für das Leben seines Hervorbringers von Wichtigkeit sein. Um das zu verstehen, gehen wir am naturgemähesten von dem aus, was die Grundlage jedes Gesanges ist: der Stimme. Wozu dient die Stimme dem Tiere? Nun, doch vor allem dazu, den Genossen herbeizurufen. Das Männchen lockt sein Weibchen und umgekehrt. Das beobachten wir ja auch bei den sehnüchsvoll nachts nach einander miauenden Katzen oder bei Ahe und Hirsch. Für den Vogel aber ist offenbar die Stimme noch bedeutungsvoller als für das Säugetier. Denn dieses findet den Artgenossen vor allem mit der Nase auf der Fährte. Die Luft jedoch hinterläßt keine Spur, hier kann nur das Auge oder das Ohr Männchen und Weibchen vereinen. Weil nun die Vögel durch die Luft fliegen, finden wir bei ihnen „Arterkennungsmerkmale“, die auf diese beiden Sinne gerichtet sind, Farbe und Stimme. Wer ein zoologisches Museum besucht und aus dem Saal der Säugetiere in den der Vögel schreitet, dem fällt vor allem der Unterschied in den Farben auf. Bei den Säugetieren herrschen unscheinbare Farben, vor allem braun, vor; bei den Vögeln entwickelt sich die herrlichste und mannigfachste Farbenpracht.

Da Deutschland allein gegen 400 Vogelarten beherbergt, so gehört schon eine große Mannigfaltigkeit in der Ausbildung dazu, jedem Vogel seine charakteristische Stimme zu geben, so daß ihn sein Artgenosse von den anderen Arten schon von weitem unterscheiden kann. Ein einzelner Ton ist nach Höhe, Stärke und Klangfarbe bereits nach wenig Variationen erschöpft; um weitere charakteristische Laute zu schaffen, müssen zwei oder noch mehr Töne aneinandergereiht und in der Höhe und Modulierung abgewechselt werden. So gibt uns schon diese Ueberlegung die Erklärung für eine ganze Reihe von Vogelgesängen; haben wir doch unter diesen alle Abstufungen vom einfachen, einsilbigen Ruf bis zum verwickeltesten, strophenreichen Gesang.

Haben wir so in der Theorie von den Arterkennungsmerkmalen schon die Grundlage für die Deutung des Vogelgesanges gefunden, so fehlt uns doch noch für zwei Eigenarten des Gesanges die Erklärung. Erstens nämlich müssen wir uns fragen, warum denn nur die Männchen singen, und zweitens verstehen wir noch nicht, warum der Vogel in so anhaltender Weise seine Kunst übt.

Wenn wir wissen wollen, warum es nur die Männchen sind, denen des Gesanges Gabe verliehen wurde, dann knüpfen wir am besten dieses Problem an die andere Eigenart an, die so viele Vogelarten vor ihren Weibchen voraushaben: ich meine die Farbe. Wie können wir das verstehen? Nun, es leuchtet ohne weiteres ein, daß dem Weibchen in vielen Fällen eine auffallende Farbenpracht verhängnis voll werden würde, dann nämlich, wenn es brütet. Es würde von seinen Feinden leicht gefressen werden, und wenn es sich selbst auch noch rettete — Eier oder Junge wären verloren. Gerade die auf dem Boden brütenden Döhnervögel bedürfen eines Schutzes in der Färbung, und in der Tat sind bei diesen Tieren die Weibchen ganz ähnlich wie der Boden gefärbt. Auch bei den Enten ist es so. Ebenso beständig es die Theorie, daß Vögel, die verdeckt brüten, etwa in Baumhöhlen, wie Meisen, Spechte, Fagareiten, in beiden Geschlechtern lebhaft gefärbt sind.

In gleicher Weise verhält es sich mit dem Gesang. Ein singendes Weibchen würde Nest und Junge verraten; daher kann das Arterkennungsmerkmal der unaufhörlich lockenden Stimme nur beim Männchen ausgebildet werden, muß aber nun auch bei diesem, da das Männchen lebt das Erkennungsmerkmal für beide Geschlechter übernimmt, in doppelter Stärke entwickelt werden. Damit haben wir schon wieder einen Grund für die Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit des Vogelgesanges gefunden. Und noch einen dritten Grund können wir wahrscheinlich machen. Die Beobachtung lehrt, daß im Tierreich im allgemeinen weit mehr Männchen als Weibchen geboren werden. Nicht jedes Männchen kommt „so zur Liebe, und zahlreiche Junggefellen müssen neiderfüllt und voller Sehnsucht zusehen, wie sich andere ein Nest bauen. In der Vogelwelt sucht sich nun meistens jedes Ehepaar ein Gebiet aus, in dem das Nest gebaut und in dem kein Vogel derselben Art geduldet wird. Sobald einer jener Junggefellen in die Nähe eines solchen Paars kommt, stürzt sich sofort das Männchen wutefüll auf den Eindringling. „Sie hören des Ehemanns

Ruh", heißt es im „Cyrano von Bergerac“ von den Gasconner Kadetten, und gleiches gilt auch in der Vogelwelt. Unter solchen Umständen kommt es für das Männchen darauf an, unausgeseht seine Gegenwart kundzutun, damit jeder nahende Junggefelle wisse, daß das Weibchen dieses Gebiets schon sein Gespons habe, und sich bitte, von verbotenen Früchten zu naschen. Hierin sehen wir die letzte Bedeutung des Gefanges, er ist ein Kamuf- und Warnungsruf, er soll nahende Nebenbuhler einschüchtern, gerade so wie der Tanz des Puters, der Kampfschrei des Störches. Darum singt der Vogel am stärksten, wenn ein anderes Männchen naht; darum zeigt er seine Gegenwart so auffällig an, wie uns die auf der Spitze der Tanne weit hin sichtbare Amsel beweist.



## Urlaub.

Erzählung von Louise Schulze-Brück.

Der Christian Reiffenscheid stand auf dem Bahnsteig und schaute dem Zuge nach, der weiterfuhr und im Tunnel verschwand. Wie er nicht mehr zu sehen war, stand er noch immer und dachte: „Wie ist es doch hier so still!“ Horchte, schüttelte den Kopf. Und dachte wieder: „Was ist das doch nur! Das ist ja so still hier!“ Ging den hohen Damm hinunter, kam auf den Weg, der am Moselufer entlang führte. blieb wieder stehen, schaute auf den Fluß, über den der Mondschein eine glänzende Brücke baute, auf die Berge drüben, die sich schwarz vom hellen, sternbestickten Nachthimmel erhoben. Von da drüben kam jetzt ein Vogel-laut. Ein leises, unendlich zartes Beben, ein schmelzendes tüüt, tüüt, tüüt, tüüt, tüüt, tüüt! Es verstummte ein paar Sekunden lang, dann setzte es wieder ein. Jetzt war's ein Wasserrauschen. Gluck — gluck — gluck — gluckgluckgluck! Dann wieder Stille, und dann ein triumphierendes Schmettern Zitzitzitzitzititit.

Der Christian horchte fast atemlos! „Die Nachtigall,“ dachte er. „s ist die Nachtigall! Wahrhaftig! Es gibt noch Nachtigallen auf der Welt! Und was es so still ist, das ist — das ist —“

Er kam nicht zustande mit dem Gedanken. Er schüttelte den Kopf. Es überflog ihn etwas wie ein Zittern: „Das ist, daß keine Granaten sausen, und keine Schrapnell's platzen und keins von den verdammten Maschinengewehren sein ratatatatatat klirrt und — und —“

Er stand noch immer auf demselben Fleck. Eine zweite Nachtigall begann zu schlagen. Angefeuert durch die erste lockte, gurrte, klagte, triumphierte sie lauter und lauter. Und eine dritte und vierte folgten. — In den Hängen auf dieser Seite wurden sie laut, ganz nahe bei Christian sah eine im blühenden Apfelbaum. Er konnte sie sehen, im hellen Mondschein, wie sie das Köpfchen hochredete und sang, sang, sang. „Da blüht doch richtig ein Apfelbaum,“ dachte der Christian. „Er steht und blüht ganz ruhig. So rund und schön ist er! Ganz unzerschlagen und heil. Das ist nun doch komisch. Da steht er, und die Nachtigall sitzt im Gezweig und schlägt, was sie kann, und der Mond scheint auf die Mosel, und ich stehe da mittendrin, ich steh' und hab' meine geraden Glieder, und wenn ich jetzt eine gute Viertelstunde ordentlich zugehe, dann klopfen ich an meine Haustüre, und das Marie wacht auf und schreit hell und laut: „Mama, bist du da?“ und die Kinder rufen: „Vatter!“, und das Kleinste, das ich noch nicht gesehen habe, das quackt, und ich bin zu Haus und bleib' achtundzwanzig Tage zu Haus! Achtundzwanzig Tage bei Frau und Kindern, und in meinem Haus! Ich weiß gar nicht, wie das in meinen Kopf soll, daß ich nicht mehr im Krieg bin! Ganz dumm ist mir zu Mute!“ Nun setzt er sich in Bewegung. Ging erst langsam, und immer horchend, dann schneller. Im fast taghellen Mondschein lag alles. — Wie die Wiesen blühten, wie hoch das Gras stand! Mähen konnte er auch noch im Urlaub. Und wie die Weinberge gut standen. Er schob die Blätter eines Weinstockes auseinander. Da waren schon die Gescheine,

noch klein zwar, aber man sah, sie hatten gut angefeht, es waren ihrer eine ganze Menge. Gleich morgen ging er graben in den Berg. Das war ihm sonst immer die lästigste Arbeit gewesen, das Graben in dem steilen, steinigem Berg in der Sonne, die da doppelt heiß brannte. Aber jetzt freute er sich erdentlich darauf. Da oben arbeiten und auf die grüne Mosel gucken, auf die Berge und das Dorf, und mit den Nachbarn im nächsten Berg manchmal ein Wort reden, und mittags rechtschaffen müde hingehen, wo die Frau und die Kinder warten, — konnte es denn was Schöneres geben auf der Welt! Das Marie kochte Speck und Bohnen, — die kochte es wie keine andere im Dorfe, — und er ruhte sich aus ein paar Stunden, und dann ging die Arbeit wieder los, bis am Abend die Glocke zur Ruhe läutete, und er in seinem Bett schlafen konnte. Er rückte an seinem Gepäc, das ihn ein wenig drückte. Donnerja! Da schleppte man nun seine ganzen Habseligkeiten mit herum. Was das Marie wohl sagte, wenn es die Hemden sah und die Strümpfe, die er heimbrachte. Morgen schon steckte alles in der Waschkütte, und er hatte seine Arbeitskleider an, die weit waren und kühl, und die nach der Bleiche rochen, nach der Wiese, nach Heu. Das Marie hielt sein Zeug gut in Ordnung! Ueberhaupt das Marie! Eine tüchtigere Frau und eine bessere gab es doch gar nicht! Wie sie sich plagte vom frühen Morgen bis in den späten Abend, in Haus und Hof und Garten und mit den kleinen Kindern. Immer war alles blank und sauber, Tisch und Stuhl und Bett, und die Kinder auch. — Selten gab es mal ein böses Gesicht bei ihr oder ein böses Wort. Alles machte sie im Guten ab. Er war ja ein Hühkopf, er polterte und zankte leicht und wurde grob. Aber das sollte in diesen achtundzwanzig Tagen auch nicht sein. Davon sollte sie nichts hören. Herrgott, wenn man einmal sechs Monate im Schützengraben gelegen hat, dann weiß man doch erst Bescheid mit vielem, woran man vorher keinen Gedanken gewendet hat. Dann weiß man erst, was man zu Hause hat! Was man an Frau und Kindern hat! An allem, was zu Hause ist!

Er mußte schon wieder stehen bleiben und horchen. Und denken, daß er hier stand und hier ging. Daß jetzt gleich um die Biegung herum das Dorf kam. Daß er das Dach seines Hauses jetzt gleich sah, unter dem seine Frau und seine Kinder schliefen. Ob das Kleine wohl auch so eine Bärenstimme hatte, wie der älteste Junge? Was der immer geschrien hatte des Nachts. Oft genug hatte er sich geärgert. „Mach den Schreihals still,“ hatte er das Marie angepoltert, das sich doch schon genug mit ihm abquälte. Ha, der sollte nur schreien. Kein Wort wollte er sagen! Richtig brüllen sollte er, je lauter, besser! Das war gesund und gab Kräfte und gute Lungen. Was er eine Freude haben würde, wenn er losschrie. Wer sechs Monate im Kriege gewesen ist, der weiß, was Spektakel ist! —

Er ging weiter. Und plötzlich würde es ihm heiß und kalt. Wenn nur der Jung' munter wäre. Das Marie hatte doch im letzten Brief geschrieben, er hustete. Wenn er nun krank geworden wäre! Wenn nun was an ihn gekommen wäre! Da oben mähte der Tod reihenweise die Männer nieder, die kräftigen, baumstarken, — wie leicht kam erst etwas an ein kleines Kind. Oder an die andern. An die Frau selber, die doch jetzt die doppelte und dreifache Arbeit tun muß! Was kann alles passieren! —

Die sechs Monate im Schützengraben, die schienen ihm jetzt nicht so lang gewesen zu sein, als die paar Minuten, bis er das Dorf sieht, daß er weiß, das Haus steht noch! So viel zerschossene Dächer hat er gesehen, so viel dachlose Giebel!

Herr Gott, wenn hier der Krieg hauste! Wenn hier die Weinberge und Acker verwüstet, die Dörfer zerstört und verbrannt wären! Wenn hier die Kinder so hohläugig und blaß und hungrig herumirrten und die Frau so zerlumpt und verelendet. Wenn das alles, was er in sechs Monaten erlebt hatte, hier geschehen wäre!

Er lief, er lief, wie er nie gelaufen war! Nicht einmal das eine Mal, das eine fürchterliche Mal, als sie zurück mußten vor der Uebermacht und doch wußten, daß sie nicht zurück durften, weil die Stellung gehalten werden sollte um jeden Preis. Als es schien, als sei die Hölle losgelassen

auf sie, und sie dann doch wieder standen und wieder vorwärts gingen in die Hölle hinein. Als sie es doch zuletzt noch schafften! Er lief und lief. Nun kam die Biegung. Nun kam das Dorf. Nun sah er die Dächer im Mondschein blinken, sah den Kirchturm, sah sein Dach! Sein Dach! Das Siebelfenster, ein Stück vom Schlafstübchenfenster! Heil und ganz alles, friedlich vom Mondschein ganz übergossen.

Er hielt inne im Laufen. Es sprengte ihm ja fast die Zunge, so war er gerannt, hielt inne und stand und schaute. Spürte es nicht, daß es ihm warm über die Backen lief. Schmeckte es salzig im Munde, schmeckte seine eigenen Tränen, die ihm in den Bart liefen. Wischte sie ab und dachte, daß die Kinder ihren Vater mit dem großen Bart gar nicht kennen würden.

Und lief weiter, — lief doch wieder, so schnell er konnte. —

Ein Hund bellte im Dorf, — eine Kuh schrie von drüben aus dem Felsen. Da war das erste Haus, — da war das Haus vom Pitter Berewich. Der war gefallen in Rußland, der kam nicht mehr wieder! Es sah auch so friedlich aus, just wie die anderen! Und es schlief doch eine Witwe darunter mit fünf kleinen Kindern. — Und da war nun sein Haus! —

Im Nebstod just nebenan war noch Licht. Er klopfte ans Fenster. Die Frau machte auf!

„Marjosjepp, der Nachbar Reiffenscheid!“ — —

Es würgte ihn im Halse.

„Sind sie alle munter — das Marie und die Kinder?“

„All' munter, — 's Marie hat heut' gerad gesagt, daß Ihr v'leicht in Urlaub künft. Aber es meint, v'leicht in acht Tagen! Und man wüßt doch noch nicht! Das wird ein Plaisier! Da trinkt sich einen Schluck Wein, Nachbar!“ —

Er trinkt durstig, Wein! Moselwein! Neuer! Geerntet und gekeltert, während er im Krieg war!

Er stellt das Glas hin.

„Guten Abend und schönen Dank.“

Die Frau lacht.

„Schläft auch gut, Nachbar Reiffenscheid.“

Er steht schon an der Tür, klopft — — —

Nichts regt sich.

Er klopft lauter, ruhen will er nicht. Er will sehen, was das Marie für ein Gesicht macht, wenn's ihn zuerst sieht.

Und nun geht oben ein Fenster!

„Was is? Is was passiert!“ ruft eine angstvolle Stimme.

Er gibt keine Antwort. Da beugt sie sich heraus!

„Was — — —“ und dann ein Aufschrei, laut und durchdringend . . .

„Christ! Christ! — Marjosjepp, mein Christ! — —“ Und ein Poltern, ein Türaufreißen da oben, ein Treppenherunterlaufen! — — —

Er hat schon sein Gepäck abgeworfen! Es fällt auf die Treppe, kullert herunter . . . Die Tür geht auf, er ist im Flur mit einem Sah!

„Mein Christ, mein Mann!“ — — —



## Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

### Sprachweisheit.

Alle Moral muß aus der Hölle des Herzens kommen, von der der Mund übernacht; man muß eben so wenig lang darauf zu denken, als damit zu prahlen scheinen. Veissag.

Die gleichen Menschen, welche die Angelegenheiten ihres täglichen Lebens nur mit großen Worten und erhabenen Wendungen behandeln, sind es, die sogleich die Nase zurückziehen, wenn sie in der Kunst etwas wittern, das wie Stil oder Form aussieht. Gottfried Keller.

Wir bleiben nicht auf, wenn wir nicht immer besser zu werden trachten. Gottfried Keller.

### Satirische Schnupftabaksdosen.

Als es noch keine Witzblätter gab, machte sich die Spottlust in anderer Weise Luft. In Schwabach fertigte man Schnupftabaksdosen von Papiermaché an, auf deren Deckel die verschiedensten Karikaturen und satirischen Darstellungen sich finden. Diese Dosen waren für einige Kreuzer zu haben und fanden die weiteste Verbreitung. Zur Kennzeichnung dieser Art von Satire diene folgendes Beispiel:

Im Ansbachischen lebte eine reiche Witwe mit Namen Gever. Sie hatte keine anderen Verwandten, als zwei alte Jungfrauen und einen Pfarrer mit Namen Spieß. Der Pfarrer liebte sich schon lange auf die Erbschaft, führte ein lustiges Leben und war besonders ein leidenschaftlicher Kartenspieler. Da starb die Witwe, und der Pfarrer ging leer aus. Sie hatte ihr ganzes Vermögen den beiden Frauen vermachet. Spieß strengte nun einen Prozeß an, den er aber in allen Instanzen verlor. Schon wenige Tage nach der Urteilsverkündung erschienen zu Schwabach kleine Tabaksdosen mit folgendem Deckelgemälde: Auf einem Kornfelde steht ein Mann in der Tracht eines Nachtwächters, den Nachtwächter-Spieß in der Hand, um den Hals, wie einen Predigertragen, zwei Kartensblätter, auf welchen Spadille und Baïta zu sehen sind. Ueber seinem Kopfe fliegt ein Gever durch die Luft, mit der Ueberschrift:

Der Gever fliegt dem Himmel zu  
und läßt die Felder liegen,  
er kehrt dem Spieß den Hintern zu,  
und ruft: Du sollst nichts kriegen.

### Mein eigener Mann war's.

Itzland gab eine Gastrolle in D. Alles strömte ins Theater. Eine Bürgerfrau hörte den großen Künstler loben und sie wollte ihn auch sehen.

„Es wird Sie nicht reuen,“ sagte ein Bekannter zu ihr, „aber es kostet Sie einen Gulden, da die billigen Plätze aufgehoben sind.“

„In Gottes Namen,“ versetzte die Frau, „um etwas Außergewöhnliches zu sehen, gibt man schon einmal einen Gulden hin.“

Am Tag darauf fragte der Bekannte: „Nun, wie hat Itzland gefallen?“

Wütend gab ihm die Frau zur Antwort:

„Von Gefallen reden Sie? Das war ja Schwindel! Da hofft man, etwas Außergewöhnliches zu sehen, und was war's? Das Gewöhnlichste von der Welt. Mein eigener Mann war's, wie er lebt und lebt. Jeder kleinste Zug, der mich an ihm ärgert, so daß ich ordentlich in Rage kam. Mich reut mein Gulden; denn diese Komödie habe ich täglich gratis.“

Itzland hatte den alten Herrn von Langsalm im „Wirrwarr“ gespielt.

\*

## Luftige Ecke.

„Marie scheint sich in guter Laune zu befinden.“ — „Ja, sie freut sich, daß sie ihren dreißigsten Geburtstag sicher überstanden hat.“ — „War sie denn irgendwie in Gefahr?“ — „Das gerade nicht. Ich meine, sie überstand den Tag, ohne daß jemand unfreundlich genug war, daran zu denken.“

Er stattete seinem Freunde einen Besuch ab, mußte aber, da dieser aus irgend einem Grunde im ersten Stock beschäftigt war, einstweilen unten warten. Während er da saß, trat ein kleiner Knabe von fünf Jahren ins Zimmer. „Guten Tag, Herr Blank,“ sagte er schüchtern. Herr Blank gab den Gruß zurück, aber keiner sprach ein Wort weiter für fünf Minuten. Plötzlich plätschte der Kleine los: „Sie wissen gar nicht, was wir oben haben.“ — „Nein, das weiß ich nicht. Was ist es denn?“ — „Es ist eine süße, neue kleine Schwester.“ — „Wie nett!“ sagte Herr Blank. „Und wird sie denn bei euch bleiben?“ fügte er hinzu, um die Unterhaltung im Fluß zu erhalten. — „Ich denke, ja,“ kam die nachdenkliche Antwort. „Jedenfalls hat sie sich schon ganz ansaezogen!“

Jeder muß heute abend sein Teil dazu beitragen, um die Geselligkeit zu einem Erfolge zu gestalten.“ — „Ich kann aber beim besten Willen nichts zur Unterhaltung beitragen.“ — „Sie sind dazu ausersehen, die Sängerin zum Singen zu antmieren. Das wird Ihren Abend ausfüllen.“

Buchhalter: „Herr Müller, ich stehe im Begriff, mich zu verheiraten.“ — Chef: „Das freut mich zu hören; da werden Sie nicht mehr solch entsetzliche Gile haben, früh nach Hause zu kommen.“

„Sie hat aus Mache geheiratet.“ — „Aus Mache an ihrem Gatten?“ — „Nein, an ihrem früheren Schatz.“ — „Aber wenn sie darauf aus war, sich zu räsen, warum hat sie dann nicht ihren alten Schatz geheiratet?“